

Zeitschrift: Appenzeller Kalender

Band: 206 (1927)

Artikel: Von alten Oefen

Autor: Lehmann, H.

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-374776>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 16.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

bemaltem Boden an der Schulter, selbstbewußt, mit Fauchzen und Födeln an der Spitze oder zur Seite der Herde. Unter manigfaltigem Glockenklang, antriebenden Rufen und dem diensteifrigsten Bellen des hin- und herspringenden Sennenhundes geht es die Alpwege und dann die Landstraße dahin.

Auch die Kühe sind geschmückt. Als wären sie sich der Ehre bewußt, tragen ihrer einige die großen Sennentumsschellen, die so tiefen Klang erschallen lassen. Der Stier trägt den Melkstuhl auf den Kopf gebunden. Froher Buruf begrüßt den stattlichen Zug, dessen Schluss gewöhnlich die „Ledi“, das Fuhrwerk mit dem „Sennegschier“ bildet. Beim eint und andern Wirtshaus wird ein kurzer Trunk eingenommen. Wieder ist eine Alpzeit zu Ende, und lange scheint es bis zur nächsten. Und war es eine schöne Zeit, so war es auch eine Zeit der Arbeit, der Wechselseitigkeit der Witterung, der Gefahr, nicht alle Tiere so heil zu Tal zu bringen wie sie zu Alp stiegen, zudem eine Zeit der Unsicherheit des Ausgangs in Bezug auf den Ertrag.

Die Alp verbüdet. Bald werden die scheuen Gemsen bis dicht zu den Hütten herabsteigen, und in nicht ferner Zeit wird rundherum tiefer Schnee liegen.

Totenstill wird es dann sein, außer wenn Stürme über die Alp hinüberschlagen oder wenn leicht beschwingte Skifahrer im Vollgenuss des Winterparadieses die weißen Hänge einhersausen und ihre flüchtigen Furchen ziehen.

Frohgemut fährt der Alppler jeweilen im Vor Sommer zur Alp, frohgemut fährt er wieder zu Tal. Wir andern, die wir sie so freudig hinabsteigen sehen, wir können uns eines Gefühls der Wehmut nicht ganz erwehren, und indem auch wir von hier oben Abschied nehmen und noch rückwärts schauend uns zum Gehen entschließen, denken und empfinden wirs mit dem Sänger Tell:

Yhr Matten, lebt wohl,
Yhr sonnigen Weiden!
Der Senne muß scheiden,
Der Sommer ist hin.

Wir fahren zu Berg, wir kommen wieder,
Wenn der Kuckuck ruft, wenn erwachen die Lieder,
Wenn mit Blumen die Erde sich kleidet neu,
Wenn die Brünneln fließen im stetlichen Mai.

Yhr Matten, lebt wohl,
Yhr sonnigen Weiden,
Der Senne muß scheiden,
Der Sommer ist hin.

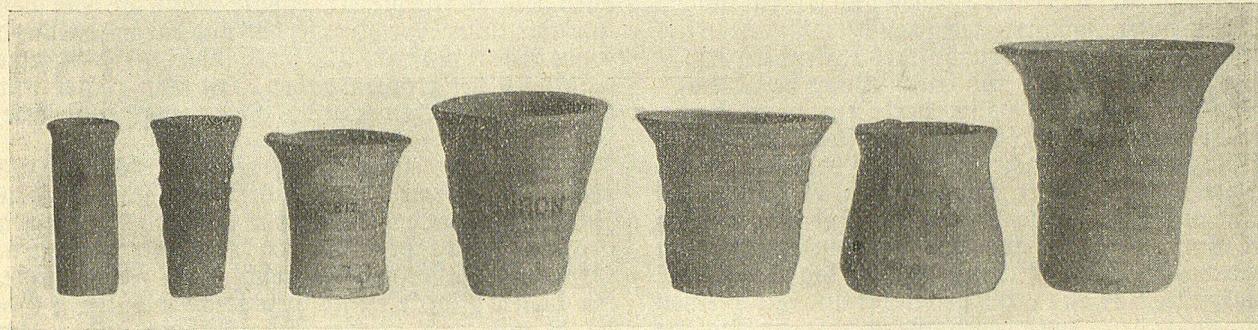


Abb. 1. Alte Napfkacheln (Schweiz, Landesmuseum)

Von alten Ofen.

Wer in älteren Häusern Einkehr hält, der wendet seine Aufmerksamkeit in den Wohnräumen vor allem andern unwillkürlich einem Inventarstück zu, das uns zu Stadt und Land in den manigfachsten Formen entgegentritt: dem Stubenofen. Dieses Interesse bleibt sich zwar nicht während des ganzen Jahres gleich. Denn wenn draußen die Sonne lacht und man ihren brennenden Strahlen den Weg in die Zimmer durch Fensterladen und Vorhänge wehren muß, steht er gewöhnlich einsam trauernd in einer dunklen Ecke, fast unbeachtet, als ein überflüssiger Platzversperrer.

Wenn aber der Sturm die Schneeflocken an die Fenster peitscht und der kalte Nordwind durch alle Ritzen bläst, dann nimmt der Mensch dankbar Zuflucht zu diesem gütigen Spender der Wärme, kann ihn nicht genügend hätscheln und streicheln und sitzt sogar am liebsten auf ihn hinauf. Das kann er heute noch in einfachen alten Häusern und neuerdings sogar mehr und mehr auch wieder in den neuen. In der vornehmen städtischen Wohnung aber wurde der Ofen im Verlaufe des 18. Jahrhunderts mehr und

mehr zu einem kunstvollen Zierrücke, das man kaum mehr zu berühren wagte. Über die Zeiten änderten sich und nur zu bald sank er zu einem formenarmen Nutzgegenstande herab, der nicht das Auge zu erfreuen, sondern lediglich als notwendiges Nebel Wärme zu spenden hatte und gewöhnlich mit irgend einem dunklen Winkel als Standort vorlieb nehmen mußte. Eine Zeit lang schien es sogar als habe seine letzte Stunde geschlagen. Denn selbst die form- und farbenreichsten Erzeugnisse früherer Jahrhunderte, welche der Stolz und die Freude ihrer Besitzer gewesen waren, wurden abgebrochen und weggeworfen, um neuen Wärmespendern Platz zu machen, die möglichst unauffällig ihren Dienst zu versehen hatten. Aber das Neueste und als Fortschritt Gepriesene ist nicht immer das Beste. Und so erfüllten denn auch die modernen Heizeinrichtungen nicht überall die in sie gesetzten Erwartungen, sondern wiesen sogar im Verlaufe kurzer Zeit so unangenehme Begleiterscheinungen auf, daß man gerne wieder zu den alten verbotenen Kachelöfen zurückkehrte und nun um

Von H. Lehmann.

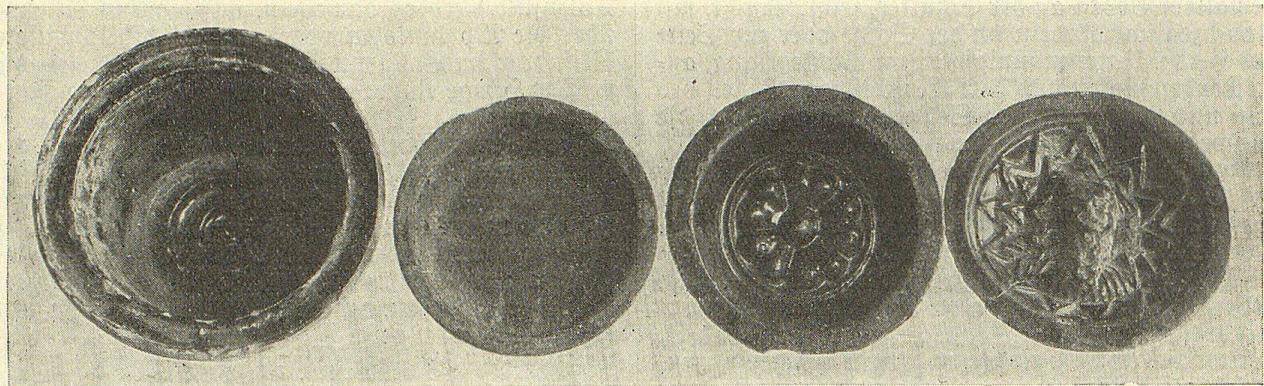


Abb. 2. Alte Napfkacheln (Schweiz. Landesmuseum).

teures Geld aufkauft, was nicht schon dem Vandalsmus zum Opfer gefallen war. Sogar die alte abhanden gekommene Ofenkunst wurde aufs neue belebt.

Dieses Interesse, welches heute nicht nur den alten Ofen entgegengebracht wird, sondern deren Herstellung in modernen Formen und Einrichtungen als blühenden Industriezweig neu belebt, rechtfertigt es, wenn wir den Lesern unseres Kalenders etwas über ihre Entstehung und Entwicklung berichten.

Seinen Ausgang nahm der Ofen vom Herde, welcher in der aus Wänden von Flechtwerk errichteten, mit einem Dache aus Schilf bedeckten, rechteckigen Hütte unserer germanischen Vorfahren als Licht- und Wärmespender diente. Auf ihm wurden die Speisen bereitet und außerdem diente er noch zu manchen leichteren Hantierungen. Er lag in der Mitte der Hütte, war aus Lehm gestampft und mit Steinen eingefaßt; denn Herd heißt, wie in unserem Dialekte heute noch, nichts anderes als Erde. Der Rauch fand seinen Ausgang durch die Türe und eine viereckige Lücke im Dachfirste, das „Wind-Auge“ (englisch „Window“ = Fenster); denn andere Fenster gab es noch nicht. Um den Herd versammelte sich die Familie, wenn sie nicht im Freien verweilen konnte. Um ihn herum waren längs der Wände die Lagerstätten. Da die Erzeugung von Feuer viel Mühe machte,

unterhielt man es Tag und Nacht. Beim Herde belegte man den Boden mit flachen Holzstücken, den Dielen. Darum der Name Dièle für Fußboden. Da der Rauch die Hausbewohner namentlich während der Nacht belästigte, trennte man allmählich die Schlafräume mit Teppichen oder Fellen oder häufiger durch eine in Flechtwerk erstellte Wand ab. Sie hieß in altdeutscher Sprache „Robo“ und daraus entstand unser Wort „Räfig“. Die Einfachheit dieser Räume mag dazu beigetragen haben, daß man später nur noch die, in welchen man die Gefangenen einsperre, so nannte.

Nun brauchte man das Feuer aber nicht nur als Licht- und Wärmequelle, sondern auch für technische Zwecke, wie z. B. das Backen von Brot, das Schmelzen der Metalle oder das Brennen der Töpferwaren u. a. Große Hitze aber bedingt geschlossene Feuerräume. Zu diesem Zwecke entstanden solche als kleine Gebäude mit einer großen Feueröffnung und einem Rauchabzug. Das sind die Ofen. Die Wärme, welche der Ofenmantel ausströmte, mag den Anstoß gegeben haben, mit derartigen Gebilden auch die Erwärmung von Wohn- und Schlafräumen zu versuchen. In Holzhäusern dürfte diese Einrichtung auf Schwierigkeiten gestoßen sein, da wir sehen, daß heute noch in Gegenden, wo alte primitive Zustände fortbestehen, selbst die Backen wegen der Feuergesahr

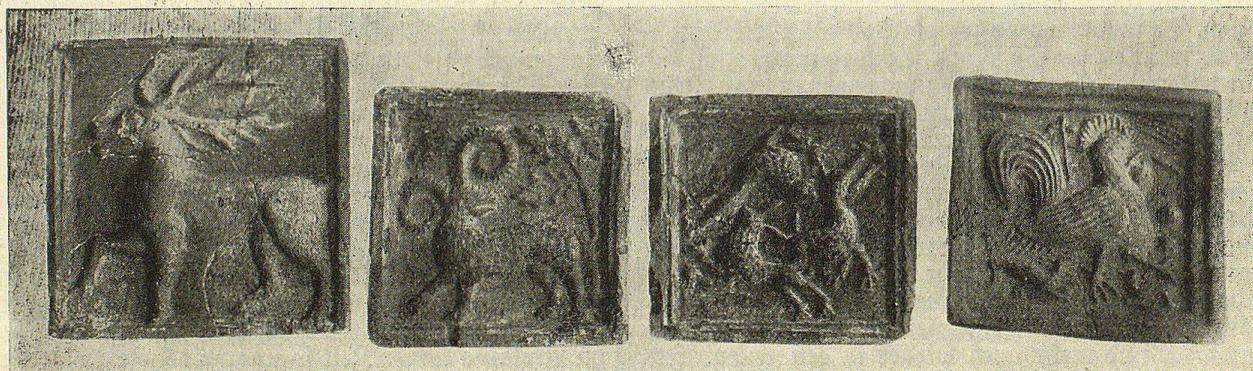


Abb. 3. Alte Reliefskacheln (Schweiz. Landesmuseum).

als kleine selbständige Bauten neben den Wohnhäusern, Speichern und Ställen stehen oder doch an die Wohnhäuser angebaut sind. Anders lagen die Verhältnisse beim Steinbau. In der Profanarchitektur fand dieser am frühesten Verwendung für Burgen und Klöster, dann für die Wohntürme der Adeligen, in den Städten und schließlich auch für die Wohnhäuser der wohlhabenden Bürger, demnach nur für die obersten und reichsten Stände. So finden wir denn auch schon in dem Klosterplan von St. Gallen, der ungefähr um das Jahr 820 entstand, Einzeichnungen, die auf solche ungefüge Gebilde aus Lehm von ovalem Grundriss deuten, die in den Ecken der Schlafräume eingefügt waren. Im Wohnraume dagegen verblieb der große Herd, dessen Rauch immer noch durch eine Öffnung im Dache seinen Abzug fand. Diese heizbaren Schlafräume waren aber nur für vornehme Gäste bestimmt. Man nannte sie „Caminatae“, von dem lateinischen Worte „Caminus“ hergeleitet, das eine Feuerstatt mit Rauchabzug bezeichnete. Um auch im Wohnraume mit offenem Herde den Rauch weniger lästig zu machen, verschaffte man ihm einen direkten, geschlossenen Ausweg, dem über dem Herde ein großes aber leichtes Dach aus Flechtwerk und Lehm angebracht wurde, das ihn auffing und durch einen Schacht zum Dache hinausleitete. Dieses Rauchdach oder auch Rauchhaus blieb während des ganzen Mittelalters im Gebrauche, war aber, wenn man ihm nicht alle Sorgfalt angedeihen ließ, feuergefährlich und wurde darum zu Anfang des 18. Jahrhunderts verboten. Man traf es namentlich in den Holzhäusern. Im Steinhouse, sei es Burg, Kloster oder städtische Wohnung, wurde die Lage des Herdes in der Mitte des Raumes unmöglich, sobald man verschiedene Stockwerke übereinander zu errichten anfing. Man verlegte ihn darum an die Wand, was gestattete, auch das Rauchdach an diese anzulehnen. Als Stütze gab man ihm Kragsteine, in althochdeutscher Sprache „Scorensteine“ genannt (von scorren = hinausragen). Auf diese Kragsteine legte man eichene Balken, die das leicht konstruierte Dach trugen, das sich oben verengte und den Rauch durch einen Kanal in der Mauer, manchmal sogar außerhalb derselben, ins Freie leitete. Diesen Rauchabzug nannte man später Schornstein. Daneben übertrug man auch den Ausdruck Kamin für die ganze Feuerungsanlage auf den Raum, in dem sie war, woraus das Wort „Kemenate“, später „Kammer“ entstand. Anderseits bezeichnete man sowohl die Feuerstelle, als auch den Rauchabzug statt mit Schornstein mit Kamin. Wie die Feuerstelle im Laufe der Zeit, wo es die Umstände gestatteten, bisweilen zu einem wahren Brachtbau ausgestaltet wurde, wollen wir hier nicht weiter ausführen. Über

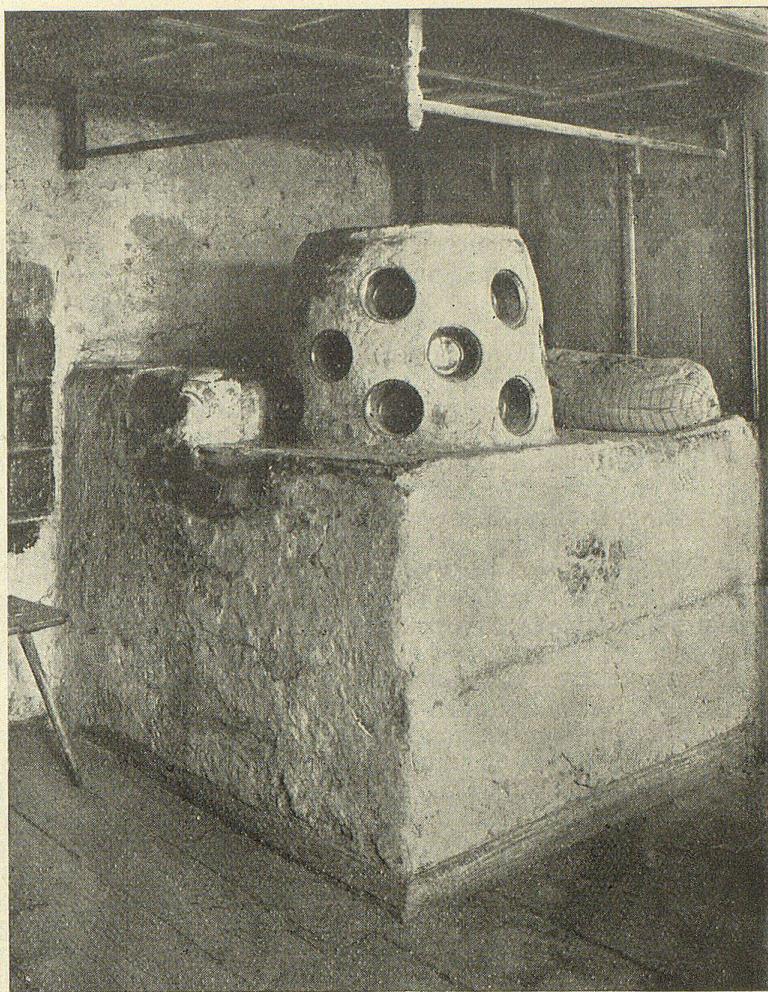


Abb. 4. Gemauerter Ofen mit Napfkacheln in einem ostschweiz. Bauernhaus.

sie hatte einen Nachteil: Schaffte man dem Rauch einen guten Abzug, dann ging ein großer Teil der Wärme mit und der Wohnraum blieb kalt; war man dagegen auf die Erhaltung der Wärme bedacht, dann beize der Rauch den am Feuer Wärme suchenden Haussbewohnern die Tränen aus den Augen. In beiden Fällen aber machte gerade zur rauen Jahreszeit, wenn es draußen stürmte und schneite, der durch das Kamin herabbrausende Wind ein Verweilen an diesem Wärmeherde unmöglich. Und daß unsere Voreltern empfindlich waren für die Unannehmlichkeiten des Rauches, beweist ein altes Sprichwort, welches als die schlimmsten Schäden eines Hauses nennt: ein undichtes Dach, eine böse Frau und Hausrat! Auch waren diese Kamme alle riesige Holzfresser und darum nur für wohlhabende Leute möglich. Wo der Winter nur kurze Zeit dauerte, wie in der West- und Südschweiz, nahm man alle diese Unannehmlichkeiten mit in den Kauf und die Kamme erhielten sich darum, allerdings mit wesentlichen Verbesserungen, dort bis auf den heutigen Tag. Bei uns und überhaupt in nördlichen Gegenden, wo das kalte Wetter während der Hälfte des Jahres nach

einer künstlichen Erwärmung der Wohnräume verlangt, wenn man sich darin heimisch fühlen will, war man dagegen umso eisriger auf ihren Ersatz durch andere Einrichtungen bedacht. Man fand ihn wenigstens eitigermaßen in dem Gluttopf. Da weder seine Anschaffung noch sein Unterhalt besonders große Mittel erforderte, wurde er bei Reich und Armut heimisch, war aber wegen der Kohlengase nicht angenehm. Diese wurden zwar aus dem Grunde weniger gefährlich, weil es noch keine festen Fensterverschlüsse gab und darum der Luftwechsel ein fortwährender blieb.

Als Beleuchtung diente in den ältesten Zeiten auch das Herdfeuer, später benutzte man dazu den Kien- spahn und erfand die Harzsateln und die Delampeln. Je mehr diese Beleuchtungsmittel in Auffchwung kamen, desto weniger bedurfte man des Herdes oder des Kaminfeuers. Das ließ die Menschen in Gegenden mit kaltem Klima eine Heizeinrichtung erinnern, welche nicht allzuviel Material brauchte und die Belästigung durch den Rauch auf ein Minimum beschränkte: den geschlossenen Stubenofen. Er entstand als ungefärger Kloß aus Lehm und Steinen, denn wenn er nicht zusammenfallen sollte, mußte er sehr starke Wände haben, diese aber gaben wenig Wärme ab. Trotzdem blieb er in dieser primitiven Form und Konstruktion, namentlich auf dem Lande sehr lange im Gebrauch und in den Berggegenden sogar bis auf unsere Tage (Abb. 4.) Als Thomas Blater zu Anfang des 16. Jahrhunderts über die Grimsel zog, hatte er noch keinen Kachelofen gesehen und bewunderte darum umso mehr den ersten, den er antraf.

Der Umschwung im Aufbau der Ofen vollzog sich seit dem 13. Jahrhundert. Denn dies war bei uns die Zeit, da die Städte entstanden, deren Bewohner als Handwerker und Handelsleute andere Ansprüche an ihre Wohnung machten, als der Bauer auf dem Lande und der Adelige auf der Burg. Diese zielteten vor allem auf eine Verbesserung der Ofen als Heizkörper hin. Man fand sie in der Verwendung von Tonbechern, welche die Töpfer oder Hafner, d. h. die Töpf- und Hafennacher, herstellten. Es bildete sich darum kein besonderes Wort für die Ofenbauer. Töpfe und Häfen, wie Tonwaren anderer Art, bezeichnete man aber mit dem allgemeinen Ausdruck „Chacheln“, infolge dessen auch diese Tonbecher für die Ofen. Als diese häufiger in Gebrauch kamen, entstand als neues Wort neben Töpfer und Hafner auch „Chacheler“. Diese Tonbecher versetzte man in die Ofenwand hinein, damit sie dünner werde und mehr Wärme spende. Das geschieht in Berggegenden bis auf den heutigen Tag, wobei aber die kleinen Tonbecherchen allmählich die Form von großen Mäpfen annahmen (Abb. 1, 2, 4). Da man nun die Beobachtung machte, daß, je mehr solcher Mäpfen in die Ofenwände eingelassen wurden, umso mehr Wärme der Ofen spendete, so kam ein findiger Hafner auf die Idee, dem runden Boden eine vieredige Platte aufzusetzen, sodass man sie fortan aneinandersezgen konnte, wie die Backsteine. Auch dieses Gebilde erhielt den Namen „Chachel“ (Abb. 3). Der Becher wurde nun zum Chachelhals, den man mit der Zeit immer mehr

erweiterte und ihm eine rechtetige Form mit abgerundeten Ecken gab. Seit dieser Zeit wird der Ofen zu einer Art kunstvollem Architekturstück, das auch von der Baukunst im großen Ganzen seine Formen entlehnte.

Eine wesentliche Verbesserung, nicht nur der Kacheln, sondern der Töpferwaren überhaupt, brachte die Erfindung der Glazur. Nach den Annalen von Solmar zum Jahre 1283 starb zu Schleitstatt ein Töpfer, der zuerst im Elsaß „tönernes Geschirr mit Glas umkleidet“ haben soll. Wahrscheinlich kam die Kenntnis dieser neuen Technik von Südwesteren her nach Deutschland. In der alten Eidgenossenschaft ist sie seit dem 14. Jahrhundert sicher nachweisbar, und wir können noch recht gut verfolgen, wie sie sich aus unvollkommenen Anfängen allmählich zu höchster Vollendung emporarbeitete.

Im Verlaufe des 15. Jahrhunderts vollzog sich im gesamten Wohnungswezen auf folge der Erfindung der Buzenscheiben und der Herstellung von Glassfenstern ein vollständiger Umschwung. Denn die hellen Räume rieben nun einer Verfeinerung des gesamten Mobiliars und damit auch der Ofen. Dieser Wandel traf zusammen mit einem Auffchwung in der Baukunst und einer Baufreudigkeit, die man bis dahin nicht gekannt hatte. Mit ihr wetteiferte nun auch die Ofenbaukunst, indem sie Brunköfen schuf, an denen alle Gieraten, wie man sie an den gotischen Kirchengebäuden bewundern konnte, in anderem Material, und diesem entsprechend etwas umgeformt, nachgebildet wurden. Allein diese Glanzzeit dauerte nicht lange, da mit dem Beginne des 16. Jahrhunderts die Aufmerksamkeit der nordischen Völker und auch die unserer Vorfahren — nicht zum wenigsten auf folge der Kriege mit Italien resp. auf italienischem Boden, an denen sie sich beteiligten — den Bauwerken dieses Landes zugewendet wurde. Dort baute man ganz anders als im Norden, indem man versuchte, die Bauwerke der Römer, soweit sie noch in Ruinen vorhanden waren, unter Anpassung an die Bedürfnisse der damaligen Zeit nachzuahmen. Wir bezeichnen diese Kunst als die der Renaissance, d. h. der Wiedergeburt der antiken Kunst. Sie brach sich in den Bauwerken bei uns sehr langsam Bahn, viel rascher dagegen in ihrem dekorativen Schmucke. Auch die Ofenbaukunst konnte sich diesem Wandel nicht entziehen. Es entstand nun als typische Form für den Ofen ein kubischer Heizkörper mit einem Aufsatz in Form eines runden oder vieredigen Turmes, wobei man die Öffnung zum Einfeuern aus dem Wohnraume in den anstoßenden Korridor verlegte. Das war die Zeit, wo auch der Eisenguss auf folge der Verwendung der massenhaft zutage tretenden Bohnerze in unseren Gegenden und in den angrenzenden Ländern einen großen Auffchwung erfuhr. Es kann darum nicht befremden, wenn wir sehen, daß nun versucht wurde, auch Ofen aus gegossenen und mit Bildwerk und anderen Gierarten geschmückten Eisenplatten herzustellen, da man sehr bald zu der Überzeugung kam, daß diese rascher einen Raum zu erwärmen vermochten, als die Kacheln, sich dafür aber auch viel schneller abkühlten. Ofen folgender Art von kunstvollem Aufbau befinden sich heute noch u. a. in den Kat-

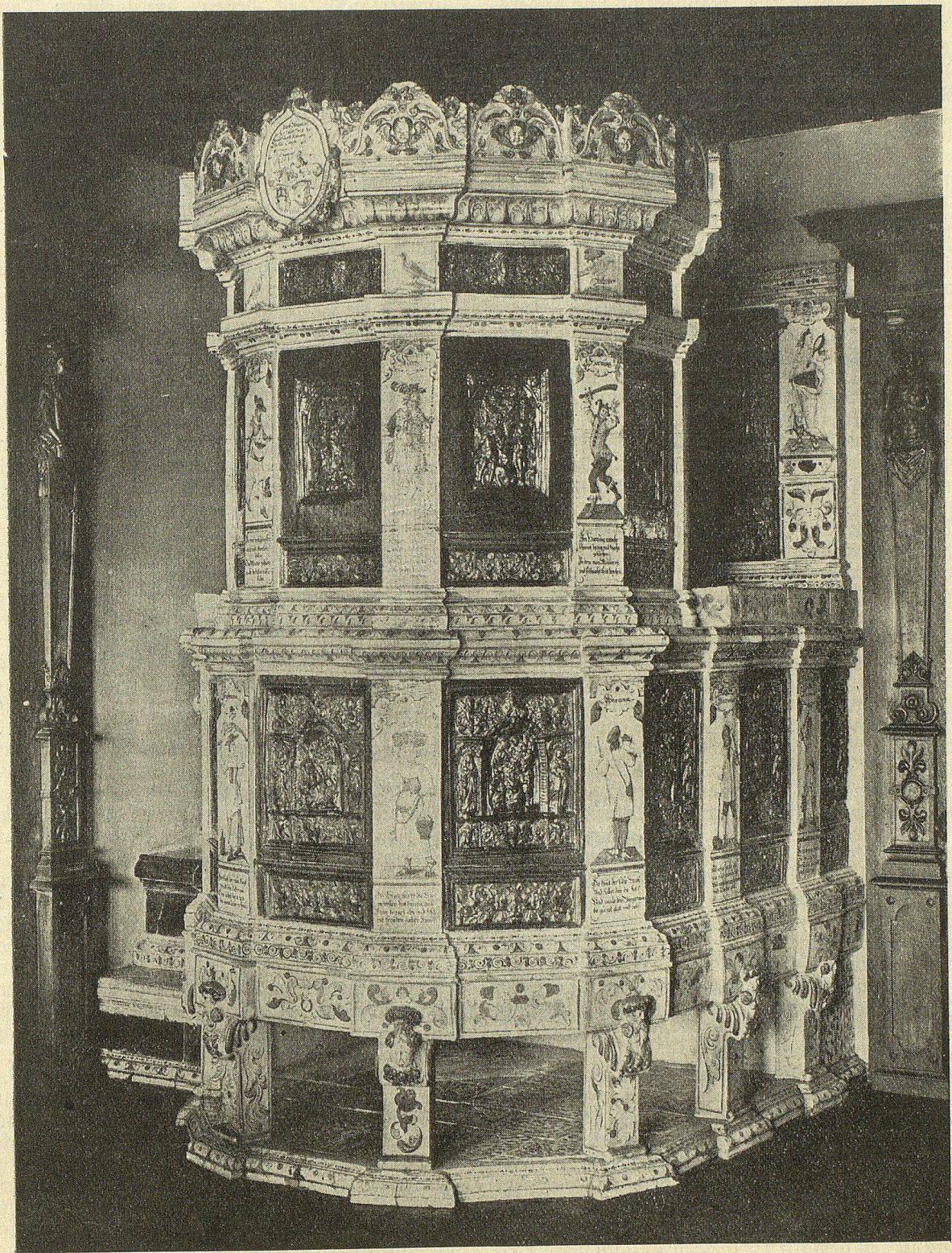


Abb. 5. Buntbemalter Winterthurer Ofen mit grünen Relieffüllungen aus Effretikon (Zg.) aus dem Jahre 1665.
Auf den Lisenen die Monatsdarstellungen. (Bernisches historisches Museum.)

häusern von Stein a. Rh., Rapperswil und anderswo. Diese neuen Gebilde müssen sich solcher Beliebtheit erfreut haben, daß man nun anfangt, in schwarzen Kacheln die Farbe des Eisens nachzuhahmen. In den Berggegenden dagegen gab man dem aus Specksteinplatten hergestellten Ofen den Vorzug; das beste Material dafür lieferte das Gotthardmassiv.

Inzwischen hatte man auch in Bezug auf die Verzierung der Kachelböden große Fortschritte gemacht. Denn die Kunstreichen Meister, welche die Formen für Metallguß und Backwerk herstellten, schufen nun auch solche, die der Verzierung der Kacheln dienten. Allein diese waren teuer. Darum wanderten Händler mit dem nötigen Material an solchen Modellen zu zwei bis drei Ofen durch die Lande und drückten die Modelle den Hafnern gegen eine Entschädigung in Ton ab. Aus diesen wurden dann wieder, nachdem sie gebrannt waren, Formen hergestellt, sodaß nun jeder Hafner imstande war, aus ihnen so viele verzierte Kacheln auszudrücken, als er bedurfte. Manchmal aber begnügte man sich auch damit, diese Formen von schon aufgebauten, glasierten Ofen zu nehmen. Das konnte auf billigere Weise geschehen, dafür aber verloren die Modelle auch ihre Schärfe. So können wir denn die Beobachtung machen, daß die gleiche Kachelverzierung in den verschiedensten Qualitäten der Ausprägung ihre Verwendung fand.

Im Verlaufe des 16. Jahrhunderts begann man mit der Kachelbemalung. Sie ging Hand in Hand mit denjenigen der Tonwaren überhaupt. Die ersten Versuche waren derb und handwerklich, verbesserten sich aber rasch, als man die in dieser Kunst viel weiter fortgeschrittenen Oberitaliener zu Lehrmeistern nahm. Die frühesten und schönsten Ofen dieser Art wurden in Winterthur erstellt, namentlich in den Hafnerfamilien der Pfau, Erhart u. a. (Abb. 5), später auch in Elgg, Steckborn (Abb. 6) und an andern Orten der Ostschweiz. Mit Hilfe dieser neuen Kunst wurde der Ofen zum illustrierten Bilderbuche für Jung und Alt, für dessen Inhalt namentlich Darstellungen aus der Befreiung der Waldstätte und den Kriegen der alten Eidgenossen beliebt waren. Aber auch lehrreiche Episoden aus der antiken Mythologie, vor allem aber aus der Bibel fanden Verwendung. Um die Vorzüge des Ofens im vollen Umfange zu genießen, fügte man ihm einen, manchmal sogar zwei Sitz in Form von Lehnsstühlen an, die namentlich alten Leuten während des Winters oft über dessen Beschwerden hinweggeholfen haben mögen.

Im 18. Jahrhundert vollzog sich abermals ein Wandel in der Zimmerausstattung. Der Grund dafür liegt zum Teil wieder in der Verbesserung der Glassfenster, indem nun die alten, undurchsichtigen Bützencheiben zunächst durch sechseckige, dann durch rechteckige Glastafeln ersetzt wurden, die auch den Blick ins Freie gestatteten. Das war für die damalige Zeit etwas Neues, daß das Interesse an dem Bilderschmuck in den gemalten Scheiben und an den Ofen dagegen zurücktrat. Dazu kam, daß inzwischen fast jedermann lesen und schreiben gelernt hatte und man schon aus diesem Grunde helle Wohnräume wünschte. Infolge dessen mußten vielerorts die alten, dunklen

Zimmertäferungen hellen, buntsärbigen Tapeten und weißen Gipsdecken weichen. Zu diesem neuen Wand- und Deckenschmuck wollten die alten, bunten Ofen nicht mehr recht passen. Sie wurden darum an vielen Orten mit Oelfarbe weiß, grünlich oder bläulich angestrichen. Aber auch in der Keramik war abermals ein Wandel eingetreten und zwar als Folge der Bekanntschaft mit den ostasiatischen Erzeugnissen, welche der Seehandel namentlich nach Holland brachte, wo er die berühmten Werkstätten von Delft ins Leben rief. Sie bevorzugten die blauen Malereien. Bald folgte darin der Norden Frankreichs, später Deutschland und die Schweiz. Dazu kam die Erfindung des Porzellans und des Steingutes. Sie veranlaßte das Bestreben nach einer Verfeinerung der Tonwaren durch Kompositionen, welche eine Härtung des Materials bezweckten. Das Endziel dieser Bemühungen waren die sog. Fayencen. Wir haben uns mit ihnen hier nur insofern zu beschäftigen, als sie von Einfluß auf die Kachelfabrikation waren. Dieser äußerte sich zunächst in einer Verfeinerung der Malereien und in der schon genannten Vorliebe für die blaue Farbe. Der Aufbau der Ofen blieb in der Ost- und Zentralschweiz so ziemlich derselbe wie früher, mit dem einzigen Unterschiede, daß man statt der runden Turmaufsätze vierseitige bevorzugte, deren Ranten mit Voluten schmückte, sie oben mit einer Kuppel überwölbt und auf diese eine Urne oder oder ähnliche Verzierung stellte. Auch wurde für die Bemalung neben Blau eine sepiabraune bis schwärzliche Farbe immer beliebter, weil sie zu manchen Tapeten oder farbigen Tüferanstrichen besser wirkte. Die Vorliebe für diese Dekors vermochte selbst der blühenden Hafnerindustrie Winterthurs ein glanzloses Ende zu bereiten, indem sie den Hauptzweck dieses Handwerkes nach Zürich und die wohlhabenden Dörfer an seinem See verlegte. Die Dekorationen als solche beschränkten sich anfänglich auf eine schablonenhafte Ornamentik, die ihre Motive mit geringen Variationen auf den Füllkacheln wiederholte und auch auf Gesimse und Lisenen in passender Abänderung übertrug. Dann begann man mit Medaillons, die kleine Ideal-Landschaften oder figürliche Darstellungen aller Art umrahmten. Aber schon in den 1730er Jahren stellten sich die Ofenmaler wieder schwierigere Aufgaben, indem sie die damals massenhaft auf den Markt gebrachten Kupferstiche und Radierungen kopierten, wobei sie namentlich die von den Niederländern seit der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts hergestellten italienischen Landschaften mit ihren Ruinen, Ros- und Kinderhüten bevorzugten (Abb. 7). Daß dabei von ungeschickten Meistern wahre Herrbilder geschaffen wurden, kann nicht bestreiten. Dabei versuchte man sich aber gelegentlich auch in Ansichten einheimischer Burgen, Städte und Dörfer. War der Besteller des Ofens ein Offizier, so ließ er wohl auch kriegerische Scenen, sogar mit Anklängen an seine eigenen Erlebnisse malen, wie der Jäger das fröhliche Waidmannsleben. Inwieweit sich zu dieser Zeit unsere Hafner und Ofenmaler auch an der Dekoration jener blau bemalter Schüsseln, Platten und Krüge beteiligten, die im Osten und

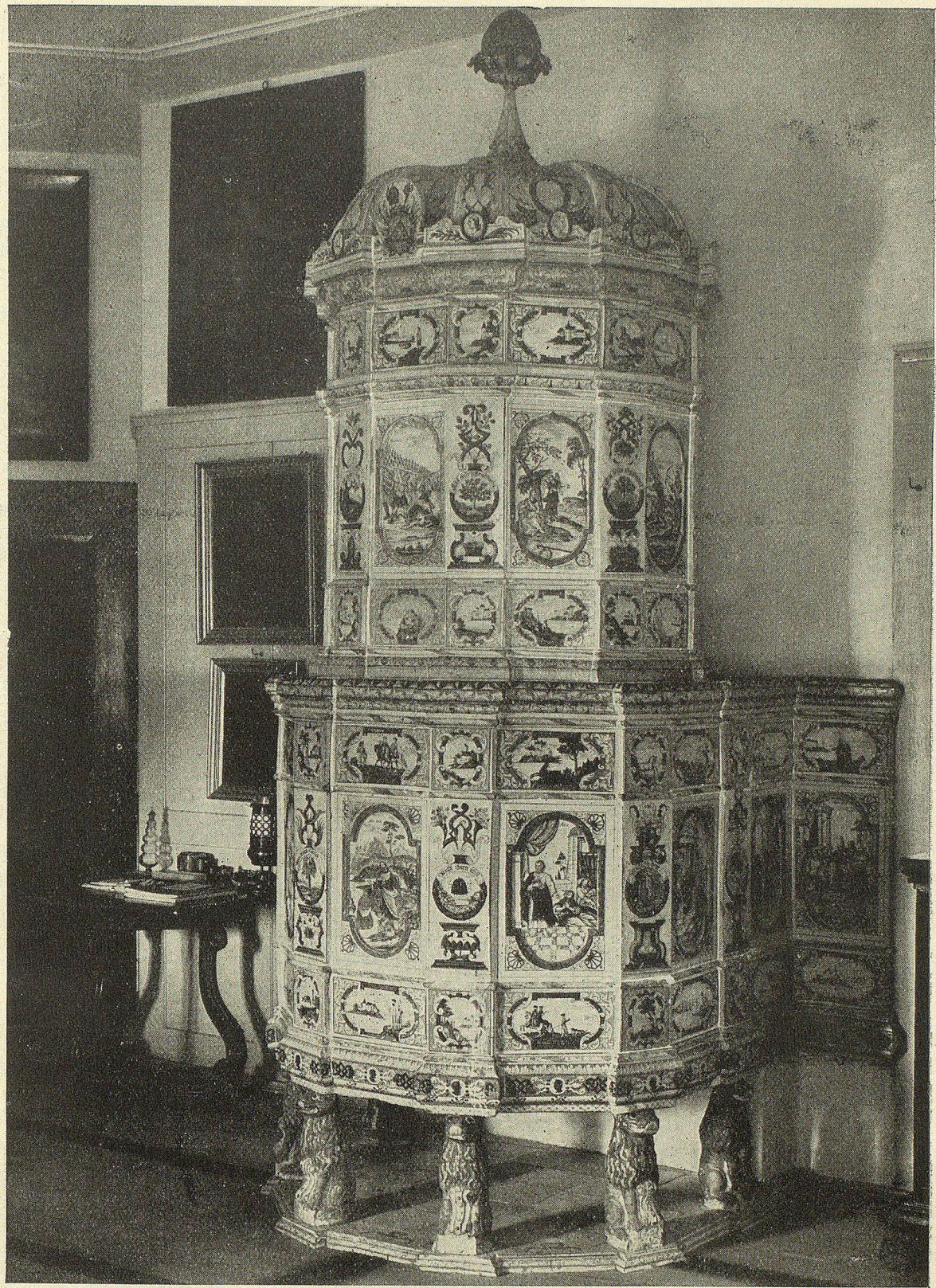


Abb. 6. Buntbemalter Steckborner Ofen im Schloß Altenklingen (Thg.), aus der Werkstatt des Daniel Meier, Hafner in Steckborn, 1731. (Ursprünglich im Kloster St. Urban, St. Luzern.)

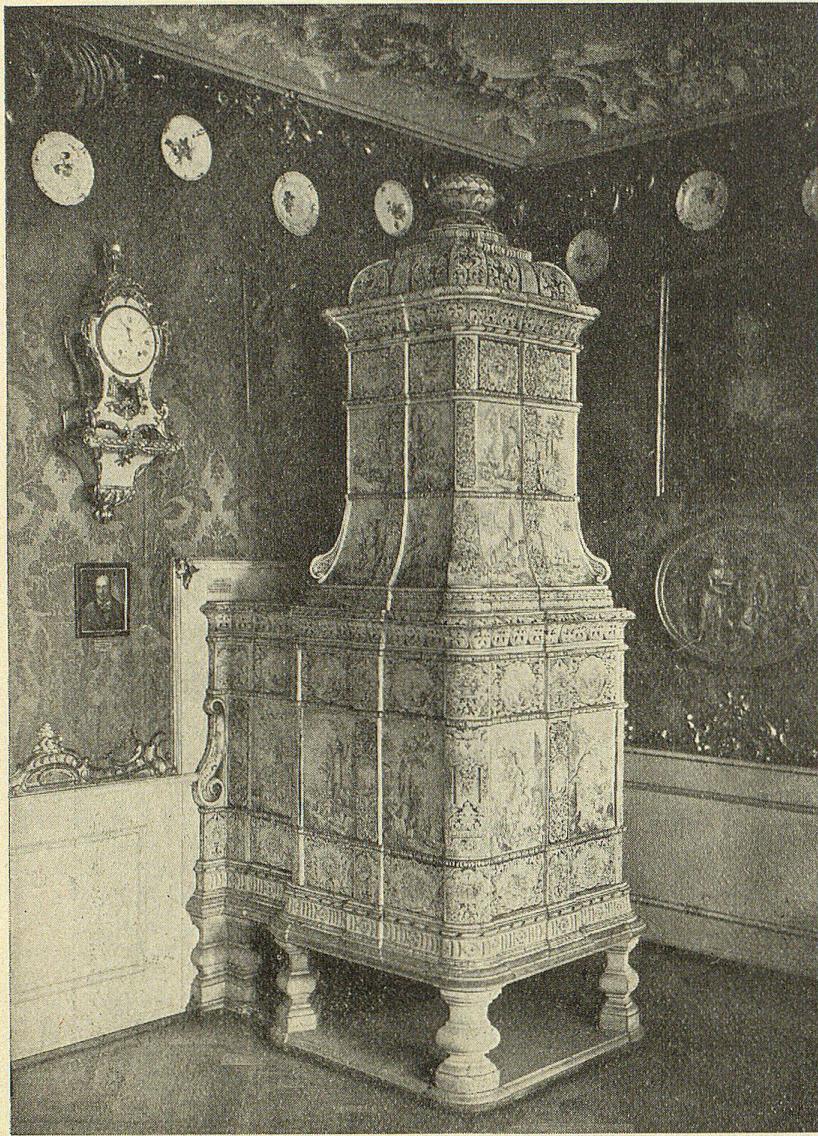


Abb. 7. Blaubemalter Zürcher Ofen mit der Signatur des Ofenmalers Daniel Düringer von Steckborn (1720 — 1786) und dem Datum 1754.
(Aus dem Abegg'schen Gut in Niesbach-Zürich, im Schweiz. Landesmuseum).

Norden der Schweiz bis in die Bergtäler des Kantons Bern hinein überall heute noch ziemlich häufig als Brunkstücke im Besitz wohlhabender Familien zu Stadt und Land angetroffen werden, lässt sich zur Zeit noch nicht nachweisen. Sicher dagegen ist, dass solche Töpferprodukte aus der Mainengegend, aus Franken und ganz Süddeutschland massenhaft in unsere Heimat importiert wurden. Diese blaue Ofenmalerei fand außer in Steckborn und in den Gegenden um den Zürichsee namentlich auch ihre Pflege in Muri, Beromünster, Aarau und Willisau, flante aber gegen das Gebiet des oberen Kantons Bern und die Westschweiz ab, wo nur das Städtchen Neuvyeville am Bielersee eine Ausnahme macht, da dort hin die aus Zürich stammende Familie Landolt ihre

Kunst übertragen hatte und die ganze Gegend mit ihren Produkten versah. Dafür treffen wir im Westen der Schweiz umso häufiger Ofen und Töpferwaren mit Malereien in blau-violetter Farbe, die wahrscheinlich Erzeugnisse jenseits unserer Landesgrenzen nachahmten, dann solche in Blau, Gelb und Grün, zuweilen noch vermischt mit Rotviolett, die im Kanton Freiburg hergestellt wurden, wobei man als Bildschmuck namentlich sog. Chinoiserien bevorzugte. Vereinzelt gab es auch Ofenmaler, die es verstanden, die Flacheln mit bunten Blumenmalereien zu schmücken, wie sie in höchster Vollendung die Erzeugnisse der Porzellan- und Fayencefabrik im Schooren bei Zürich aufwiesen. Es waren Johann Jakob Frey in Lenzburg und Jakob Dolder in Beromünster, später in Luzern. Beide hatten ihre Kunst in Elsäss und Lothringen gelernt, wo diese bunte, naturalistische Blumenmalerei unter Karl Franz Hannong aus Maastricht schon mit Beginn des 18. Jahrhunderts zu großer Blüte gelangt war. Leider verpröbelte Frey seinen ganzen Verdienst in nutzlosen Versuchen, mit unserem einheimischen Material Porzellan herzustellen, und starb, ohne sein Geschäft je zur Blüte gebracht zu haben, im Elend. Dolder dagegen beschränkte sich auf die Fayencemalerei und Ofenfabrikation und war darum auch erfolgreicher.

Auch im Aufbau der Ofen traten zuweilen Veränderungen ein indem die Hafner mit Zuhilfenahme der Formen des Rokoko und des Louis XVI.-Stiles (Abb. 8) neue Gebilde schufen. Die Vorbilder dafür liefern manchmal die Straßburger Hafnerkunst. Aber nur zu bald ver-

steifte der sog. Empirestil diese lebensfrohen Formen zu nüchterner Klassizität. Er machte den Ofen zum regelmässig aufgebauten Kasten mit flachem Giebel oder zur plumpen Säule mit Gesimsen und baute ihn aus einfarbigen, meist weißen oder hellblauen Flacheln auf. Als malerischen Schmuck erhielt er zuweilen etwa einen Fries mit Götterdarstellungen oder jenen Emblemen, welche wir auch auf den Möbeln als Applikationen in Messing antreffen. Ja man ging so weit, in den Ofen kleine antike Tempelchen nachzuhämmern oder, unter völliger Aufgabe eines guten Geschmackes, ihn als Kommode oder Bibliothekschränke mit den aufgemalten Bücherrücken zu gestalten. Glücklicherweise blieben derartige Versuche immerhin vereinzelt.

Wie im Verlaufe des 19. Jahrhunderts die Ofenbaukunst und Ofenbemalung immer tiefer sank, haben viele Leser unseres Kalenders noch selbst erlebt. Seit den 1870er Jahren hat man dann mit mehr oder weniger Erfolg versucht, durch Nachbildung der alten Reliefschalen die trostlosen Erzeugnisse aus der Zeit unserer Großeltern und Eltern zu verdrängen, und die Nachahmung der deutschen Renaissance in unserer Zimmerausstattung hob, gefördert durch die Kunstscherben, auch das Hafnerhandwerk. Doch vermochte sich diese Nachahmerkunst und Kunstrachahmung auf die Dauer auch nicht zu halten. Mit Recht errichteten talentvolle Männer bei dem Gedanken, daß das moderne Handwerk nur noch dazu verurteilt sei, die Erzeugnisse vergangener Zeiten nachzubilden. Diese Erkenntnis führte zu neuen Versuchen für die Hebung der Ofenbaukunst. Allein inzwischen waren dieser durch die Zentralheizungs-Anlagen Konkurrenten erwachsen, die Bestrebungen eine Zeit lang fast zu verunmöglichen schienen. Heute dagegen besteht diese Gefahr nicht mehr. Denn Reich und Arm nimmt, selbst in Neubauten, wieder gerne seine Zuflucht zu den heimeligen alten Stubenöfen, wenn möglich mit einem Ofenofen, einer sog. „Kunst“ und freut sich über diese altmodischen Gebilde, die schon unsern Voreltern liebe Freunde in ernsten und heiteren Zeiten waren.

Wähle, ob dein Kind an deinem Grabe sage: Mein Freund hat mich verlassen.
Oder ob es denke: Nun kann ich meine eigenen Wege gehen.

Lisa Wenger.



Abb. 8. Ofen im Stile Louis XVI., aus dem Rathaus in Rorschach (dem Landesmuseum geschenkt vom Gemeinderat in Rorschach).

De Milchpantcher.

De Sämi gitet, was er ha,
Möcht als im Dörfli eige ha,
Die höchste Gäde volle Heu,
Die dicke Trifte Röhrlistreu,
Die grösche Fästli Biremost,
Wänn's nu nüüt höst!

Und Tubli biget si im Hus
Und füllid alli Chästli us.
De Sämi lachet i si Fust.
Do chunnt de Tod im schwarze Grust
Und pöperlet: „Pack i, 's isch Bit!“ —
Und nimmt e mit.

Er hed 's Jahr us fäss Stündli Rueh.
Hüt glüft e's Nachbers Prämiechueh.
Und morn de bschüssigst Buebebläz.
Wänn d'Sunn nüd wott ist d'Chappe
Em Tüfel isch es recht eso: „Läz
„I hilf der scho!“

Doch s'Gehreheime chauft kän Bur
Si Milch sei blau und werdi sur,
Und znacht, wänn's setti rüebig si,
Schlicht en Geist dur d'Stallfür i
Und schöpft 's Wassertrögli leer
Und grochsi schwer.

Bon Ernst Eschmann.

D'Milchause-nisch na lang nüd voll,
Es fählt de Abig mänge Zoll.
De Sämi schnurret hin und her.
De Tüfel ghörk's und hilft en Chehr.
Er streegt es Gütschli Wasser dri,
Wie sust in Bi.